Dokumentation der Photovoice 2022

Altern in der Vielfaltsgesellschaft Berlin



Inhalt

Einleitung 5

Die Co-Forscher*innen 6

Ergebnisse der Photovoice-Gruppe 14

- Wohlbefinden 14
  - Zugehörigkeit 15
  - Sprache 20
  - Soziales Miteinander 26
  - Ehrenamt 32
- Diskriminierung 38
- Gemeinschaftliches Bewusstsein 48
- Veränderung 54
- Offenheit für Vielfalt 60

Impressum 71

Dokumentation der Photovoice 2022

Altern in der Vielfaltsgesellschaft Berlin

Einleitung

Die Gesellschaft hat in den vergangenen Jahrzehnten an Vielfalt und Komplexität zugenommen und ist u.a. durch zahlreiche Migration und den demografischen Wandel heterogener geworden. Je vielfältiger und komplexer die Gesellschaft wird, desto schwerer fällt es uns, die Gesellschaft zu verstehen. So haben wir häufig vorgefasste Meinungen gegenüber Personen, Gruppen oder sozialen Sachverhalten, ohne dass dazu eine direkte Erfahrung existiert.
Wie erleben und erfahren Berliner Senior*innen mit und ohne Migrationsgeschichte diese Vielfältigkeit? Welche Bedürfnisse und Wünsche haben sie in dieser vielfältigen Gesellschaft?

GePGeMi e. V. hat, in Kooperation mit dem AWO Begegnungszentrum Kreuzberg, mit Senior*innen im Rahmen des Projektes „Asiat*innen aktiv – für ein Leben ohne Diskriminierung!“ versucht, mögliche Vorurteile und Denkmuster zu reflektieren, um der Vielfalt der Gesellschaft gerecht zu werden. Dafür wurde eine partizipative Forschungsmethode „Photovoice“ eingesetzt.

Im Zuge der Photovoice-Workshops haben asiatische und nicht-asiatische Senior*innen Fotos zu bestimmten Aspekten fotografiert und diese als Co-Forscher*innen gemeinsam ausgewertet, wobei sie auch über Werte, Bedarfe und Wahrnehmungen in eigenen und anderen Lebenswelten geforscht und diskutiert haben.

Wichtig war hierbei, Begegnungen zwischen asiatischen und nicht-asiatischen Teilnehmenden herzustellen und einen Verständigungsprozess aufzubauen. Vor allem sollte die Teilhabe von diskriminierungsbetroffenen Migrant*innen gefördert werden, um somit ihre Diskriminierungserfahrungen sichtbar zu machen. Trotz unterschiedlicher Lebenserfahrungen und -geschichten wurden Gemeinsamkeiten entdeckt und offene Erzählungen von Diskriminierungserlebnissen zum Nachdenken von eigenen Vorurteilen der Nicht-Betroffenen angeregt.

Die Forschungsfragen „Wie können wir in der Migrationsgesellschaft zusammenhalten? Wie kann in der Migrationsgesellschaft das Wohlbefinden der Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte gefördert werden?“ wurden mit den 7 Co-Forscher*innen der Photovoice-Gruppe während der Workshops partizipativ ausgearbeitet und festgelegt. Daraus entstanden 5 Hauptkategorien und 4 Unterkategorien: Wohlbefinden – Zugehörigkeit, soziales Miteinander, Sprache, Ehrenamt, Offenheit für Vielfalt, gemeinschaftliches Bewusstsein, Veränderung und Diskriminierung. Diese wurden über die Fotos, Erzählungen und Gruppendiskussionen generiert und entsprechen den wesentlichen Bedürfnissen, Anliegen und Handlungsbedarfe der Co-Forschenden in der Vielfaltsgesellschaft Berlin.

Co-Forscher*innen





WARUNO, 79

im Februar 1977 am Zoologischen Garten angekommen

„Also ich war Sohn eines indonesischen Diplomaten, [...] der in vielen Ländern und zuletzt in 1956 bis 1960 in Moskau stationiert war. Meine Eltern sind dann nach Hause gegangen und ich blieb dort allein in Moskau, um zu studieren. Fertig mit dem Studium war ich im Jahr 1965 und kurz danach gab es in Indonesien einen Militärputsch. [...] Der Botschafter hatte daraufhin meinen Pass annulliert, sodass ich in der Sowjetunion bleiben musste und nirgendwohin konnte. Wir haben von afrikanischen Studenten erfahren, die hin- und herfuhren, dass beim Zoologischen Garten in West-Berlin, keine Passkontrolle war. [...] Nachdem ich alle Dokumente beisammenhatte, fuhr ich mit dem Zug durch Polen und die DDR. Als ich dann in West-Berlin ankam, bin ich am Zoologischen Garten ausgestiegen. Und tatsächlich: es gab keine Passkontrolle. Also bin ich seitdem geblieben. [...]“



MARIA, 72

1968 mit deutscher Sonne nach West-Berlin gekommen

„Am 20. Oktober 1968 um 4 Uhr bin ich nach Deutschland gekommen. [...] Mit 16 Jahren habe ich in Spanien meinen Mann kennen und lieben gelernt und bin mit ihm nach Deutschland gekommen. [...] Er ist aber viel zu früh gegangen. Wir hatten viele Träume und ich bin mit 45 Witwe geworden. Die Sonne, die deutsche Sonne war für mich weg, weil er nicht mehr da war. Aber ich habe gekämpft, hier zu sein, für meine Kinder, damit die studieren, damit aus denen etwas Gutes wird. Und später, ein paar Jahre später habe ich wieder die Sonne gefunden in einem Mann aus dem Osten.“





MARI CARMEN, 74

1969 zu Besuch nach Berlin gekommen und geblieben

„Das erste Mal kam ich nur für drei Monate nach Berlin, weil meine Schwester ein Kind bekommen hatte [...] Als ich da war, bin ich in eine spanische Gemeinde gegangen, wo ich die Familie Rothschild kennenlernte. Sie brauchten jemanden, der auf ihre Kinder aufpasste und Spanisch sprach. Ich sagte zu und arbeitete dort. Nach drei Monaten musste ich aber wieder weg, aber sie wollten mich behalten. So habe ich in Spanien alle Papiere erledigt und kam zurück. Ich arbeitete dann weiter für die Familie und am Wochenende in einem spanischen Restaurant. [...] An dem einen Tag war ich in der Küche und hörte jemanden mit einer Gitarre auf Spanisch singen. Das war kein Spanier, das wusste ich, aber ich machte die Tür auf und sah einen großen hübschen blonden Mann. [...] So hat unsere Geschichte angefangen und später haben wir geheiratet.“





YOJI, 71

genießt seit 1982 die Berliner Toleranz

„Ich bin seit 1982 hier in Berlin. […] Aber als erstes hatte ich in München für drei Jahre gelebt, bevor ich nach Berlin zog. […] In der Anfangsphase hier in Berlin war ich bei einer schwulen Selbsthilfegruppe. Ich war nicht Mitglied, aber mein Partner […] Wir haben uns oft getroffen, abends gekegelt oder Themen-Partys veranstaltet, z.B. Hawaii-Party. Für mich war es befreiend, einfach schwul zu sein, es einfach offen machen können. In Japan war das unmöglich und in Deutschland war das damals auch nicht unbedingt einfach. Aber innerhalb dieser Gruppe hatten wir diese Freiheit. Alles war locker und wir hatten so viele Ideen.“





ELKE, 74

1948 in West-Berlin zu Beginn der Luftbrücke geboren

„Ich bin zu Beginn der Luftbrücke geboren worden und da gab es ja nichts. Meine Mutter musste sich sogar die Windeln für mich von der Nachbarin borgen. […] Aber ich war nie unglücklich als Kind. Ich wurde sehr verwöhnt von meinen Großeltern, vor allen Dingen von meinem Großvater. Durfte alles machen, was ich wollte. Bis heute erinnere ich mich an meine glückliche Kindheit, wenn ich im Zoo bin. […] Jetzt bin ich alleine, ja, aber nicht einsam. […] Ich habe sehr viele Freunde, sehr viele soziale Kontakte. Ich habe im Kindergarten gearbeitet und bin Erzieherin von Beruf. […] Zu den Kindern habe ich immer noch Kontakt.“











Chajo, 77

erfüllte sich 1966 ihren Kindheitstraum

„Ich bin 1966 als eine koreanische Arbeitsmigrantin, Krankenschwester nach Deutschland gekommen. Dort habe ich in Verden an der Aller in einem städtischen Krankenhaus gearbeitet. […] Ich bin mit 21 nach Deutschland gekommen. Aus geografischen Gründen war es damals in Korea kaum denkbar gewesen, nach Europa zu kommen. Als Kind hatte ich aber schon immer den Traum gehabt, irgendwann einmal weit wegzureisen und zu leben. Eines Tages las ich in der lokalen Zeitung eine Anzeige, dass in Deutschland Krankenschwester gesucht werden. Mitte der 60er Jahren war in Deutschland nämlich ein Pflegenotstand, da hatte über 30000 Pflegepersonal gefehlt. Dann habe ich mich beworben und so bin ich nach Deutschland gekommen.“





HOLGER, 57

fühlt sich schon seit 1965 als ein Berliner

„Ich bin in der Sonnenallee groß geworden. Auf der Ostseite, am kürzeren Ende der Sonnenallee, wie der Buchtitel heißt. Und mir war es erst mit 24 Jahren möglich, die Straße, in der ich geboren bin, einmal von einem Ende bis zum anderen zu laufen. […] Für mich war dort die Welt zu Ende. Ich konnte aus meinem Kinderzimmerfenster nach West-Berlin rübergucken.“



Wohlbefinden

Das Wohlbefinden ist ein individueller oder kollektiver Zustand oder Prozess, der dazu führt, sich selbst, andere und entsprechende Lebensumstände als positiv zu erleben (vgl. BZgA/Röhrle: 2018). Das subjektive Wohlbefinden ist ein wichtiger und sehr vielschichtiger Aspekt. Faktoren wie Zugehörigkeit, soziales Miteinander, Sprache und Ehrenamt sind Eigenschaften, die das Wohlbefinden der Senior*innen der Photovoice-Gruppe beeinflussen können.

Zugehörigkeit

Die Zugehörigkeit ist ein wesentlicher Aspekt des menschlichen Wohlbefindens, denn in Interaktion mit anderen Menschen erfahren wir, wer wir sind. Wer sich zugehörig fühlt, versteht sich als gleichwertig, begegnet sich und andere auf Augenhöhe, und ist in der Lage, zum Gemeinschaftsgefühl beizutragen. Durch die Anbindung zu einer bestimmten Gruppe kann Energie, Mut und Freude geschöpft werden.
Eine weitere Ressource der Zugehörigkeit bezieht sich auf bestimmte Orte, die an die kraftspendende Bindung zum Herkunftsland erinnern und zwischenmenschliche Begegnungen erlauben. Zugehörigkeit kann zudem mit der Erlangung der deutschen Staatsangehörigkeit empfunden werden, denn damit wird das demokratische Handeln ermöglicht.

Ich bin Deutscher



„1980 habe ich die deutsche Staatsbürgerschaft bekommen und damit war ich dann Teil von Deutschland. Bis dahin war ich ein Ausländer. Und erst dann hatte ich mich zugehörig gefühlt. […] Ich wollte zuerst den indonesischen Pass holen, weil ich keinen Pass hatte. Aus politischen Gründen in Indonesien wurde mir kein indonesischer Pass ausgestellt [...] Ich habe so lange gewartet ohne Pass und endlich gab es die Möglichkeit, wieder meinen indonesischen Pass zu bekommen, und dann lief das doch nicht. Und dann dachte ich: „Gut, das war's. Ich hole mir den deutschen Pass." Und das war auch ein ganz glücklicher Zufall, weil im Juni bekam ich meinen deutschen Pass und Ende September […] war mein Vater verstorben und mit dem deutschen Pass konnte ich zum ersten Mal wieder nach Indonesien reisen, um bei seiner Beerdigung zu sein. […] Aber ich muss sagen, mein ganzes Leben lang habe ich im Ausland gewohnt und mit Ausländern gelebt. […] Ich bin eigentlich Weltbürger. […] Ich habe mich für Deutschland entschieden, weil ich hier […] schon seit 1977 lebe. […] Das war länger als irgendwo anders. Ich habe noch nie irgendwo so lange gelebt wie in Deutschland. Ich kann Deutsch sprechen und ich […] kenne mich hier aus […]. Ich kann hier auch wählen gehen. Zum ersten Mal konnte ich bei einer Wahl teilnehmen. In Indonesien konnte ich an keiner Wahl teilnehmen und in Deutschland konnte ich gleich, nachdem ich meinen Pass bekam, wählen. Und seitdem habe ich niemals eine Wahl ausgelassen. An jeder Wahl habe ich teilgenommen."

Waruno

Lebensfreude



„Also, das ist in unserer spanischen Gemeinde. Das ist jedes Jahr. Da machen die immer ein ganz großes Sommerfest, weil in Spanien gibt es im Sommer immer ein richtiges Fest und hier machen wir das auch. Und die rufen uns oder mich an, ob wir auftreten können. Natürlich freuen wir uns, weil da immer so eine schöne Stimmung ist. Da sind nicht nur Spanier, sondern auch Deutsche und Südamerikaner. Wir kriegen dafür kein Geld. Wir machen das ehrenamtlich. Das ist immer schön. Die Leute klatschen und wir fühlen uns da wie zu Hause."

Mari Carmen

Meine kleine Oase

„Quitten
kenne ich auch
aus Andalusien. Das ist eine Frucht, die in Andalusien auch sehr viel verarbeitet wird. Und dann habe ich angefangen zu sagen: „So, was mache ich denn da mit Quitten?“ Keiner will Quitten haben, weil das auch... diese Frucht ist sehr fest und man muss sie schneiden, muss man sauber machen und so. Aber von meiner Oma, meiner spanischen Oma, weiß ich, wie es gemacht wird, und nun verarbeite ich diese Frucht. Wenn der Baum im Frühling solche weißen Blüten hat, geh ich raus und sage, wie schön die Natur ist. Wenn der Baum nachher diese Quitten in gelb trägt und die Sonne scheint, sage ich immer: „Meine spanische Sonne, die ich
auch hier habe.“

Maria



„Das ist bei uns Zuhause gewesen. Bei mir. Ich gehöre zu einer Gruppe, einer koreanischen Frauengruppe in Deutschland. […] Wir haben uns hier wegen der Arbeit bei uns getroffen. Wenn die da sind, dann schlafen wir auch nicht mehr. Wir erzählen uns ganz viel. […] Jemand hat da etwas erzählt und ich musste so lachen. Und die anderen haben sich auch kaputt gelacht. Wenn ich am Wochenende mit diesen Leuten zusammen bin, dann habe ich wieder Mut und Freude, um weiterzugehen, […]obwohl ich jeden Tag viel subtile Diskriminierung […] erlebe. Ich bin so machtlos, aber spüren tue ich es. Ich erlebe das jeden Tag. Das zu überwinden ist schwer. […] Wenn ich die Leute treffe, erzähle ich alles Mögliche. […] Das hilft. Das hilft, mein Leben weiterzuführen.“

Chajo

Sprache

Die Sprache hat einen besonderen Stellenwert. Die Sprache gibt den Menschen Sicherheit. Durch die Sprache werden soziale, kommunikative und emotionale Aspekte transportiert. Die Fähigkeit, Gefühle, Bedürfnisse und Wünsche miteinander teilen zu können, bilden die Grundlage für das soziale Wohlbefinden. Sich in der eigenen Muttersprache ausdrücken zu können, wird von den Senior*innen mit Migrationsgeschichte als Bereicherung und Rückhalt empfunden. Vorhandene Sprachbarrieren in der Migrationsgesellschaft können durch die Entdeckung von Gemeinsamkeiten, aber auch durch gewisse Geduld und rücksichtsvollem Umgang, abgebaut werden.

„Das ist eine Bereicherung für uns beide, dass wir uns gefunden haben. Ohne sie ist mein Leben nicht so schön. Es ist nicht dasselbe. Also wir können uns nicht nur über schöne Sachen unterhalten. Auch wenn wir schlechte Momente oder schlechte Sachen haben, dann weiß ich, ich kann zu ihr und umgekehrt auch. Es ist egal.“

Mari Carmen

„Und wir haben unsere Familien. Wir haben unsere Kinder. Wir haben alles. Aber ich habe eine Freundin, wo ich sagen kann, ich kann mit ihr Spanisch reden und ich kann meine Emotionen in meiner spanischen Sprache besser ausdrücken. Und ich sitze in einem Café mit ihr und wir reden über alles. Und das ist irgendwie so, dass ich sage: „Was für ein Glück. Nicht alle Menschen haben so ein Glück.““

Maria

„[…] hier in Deutschland war ich noch nie im Krankenhaus - zum Glück. Aber ich weiß nicht, wie Pflegepersonen mit mir umgehen würden, oder ob sie meine Sprache […] verstehen könnten. […] ob sie sich sich dann mehr Zeit nehmen würden, mehr als für andere deutsche kranke Patienten. Dann, wenn sie unter Druck arbeiten, haben sie natürlich nicht mehr Zeit irgendwie. Sie hören mir nicht mehr zu. Das ist meine Sorge.“

Yoji



„Der Patient da auf dem Foto hat mir sehr viel Deutsch beigebracht. Zum Beispiel, wenn ich in das Patientenzimmer ging, sagte er immer: „Schwester An, bringen Sie mir bitte ein Glas Wasser.“ […] oder „Oh, Sie sind eine sehr nette Schwester.“ […] Er hat es sogar immer für mich auf einen Zettel aufgeschrieben und mir gegeben. Ich sollte nachlesen und Deutsch lernen. Obwohl meine Anfangszeit im Krankenhaus sehr schwer war, hatte ich auch diese schönen Erinnerungen. Er hatte auch gesagt: „Schwester An, hatten Sie heute auch Heimweh?“ […] Das war immer so eine schöne Geste. Er hat mir immer so viel Mut gegeben und mich seelisch unterstützt. […]“

Chajo

„Freunde oder Menschen
aus der Heimat […] treffen.
Da bekomme ich Rückhalt
durch die Muttersprache.
[…] Es sind alle
Koreanerinnen,
koreanische Frauen. […]
So wohl wie ich mich
in meiner Community
fühle, das wird woanders
nie so sein. Damit muss
ich fertig werden.“

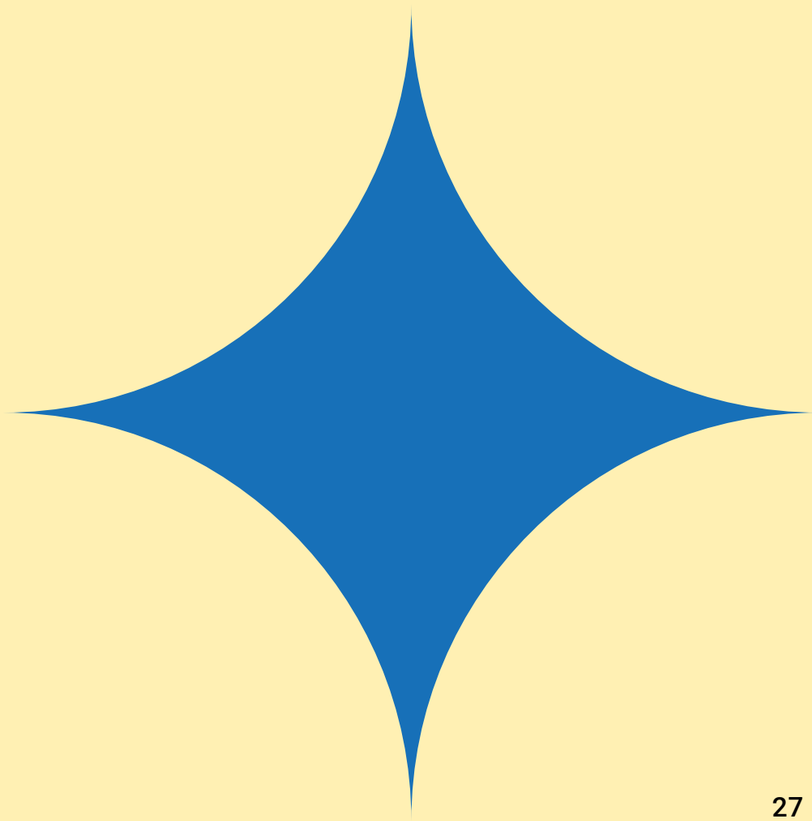
Chajo

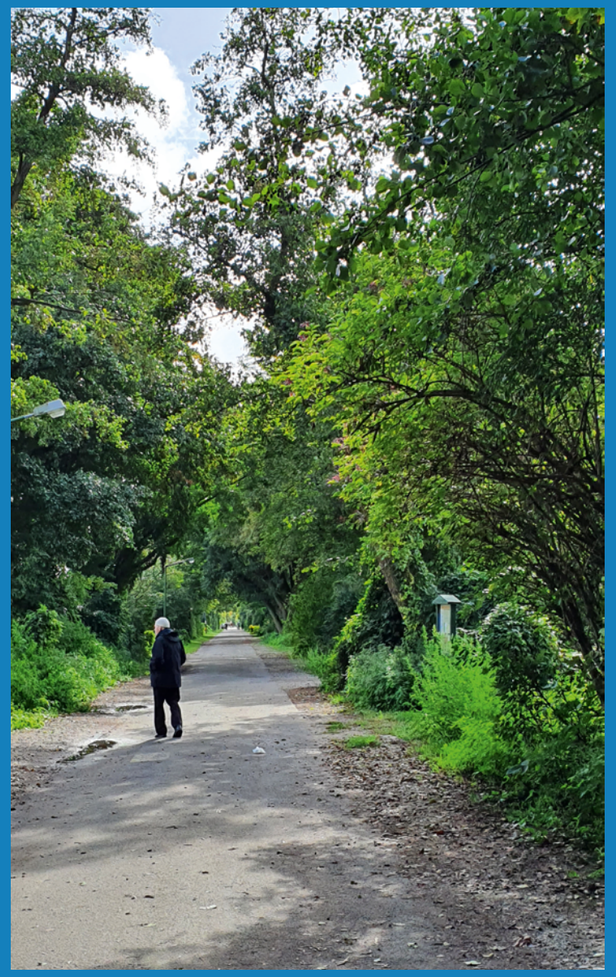
„Ja,
dieses
Gemeinsame ist
wichtig. So was, was wir
hier machen, dieses Begeg-
nungszentrum, wo man ohne
viel... im Prinzip das Haus ist offen
und wenn man bereit ist, hat man
die Möglichkeit, Leute zu finden. Man
sitzt auf einmal neben jemanden und
unterhält sich. Gut, für mich gibt es oft
die Sprachbarriere. […] Ja, aber wenn man
einfach zusammensitzt und Tee trinkt,
ein Glas Wein trinkt, ein bisschen was
zu essen, dann merkt man: „Der ist ja
auch nicht schlecht.“ […] Das ist das
Wichtige. Dieses...wir brauchen
mehr Gemeinsamkeiten
zwischen
den Gruppen.“

Holger

Soziales Miteinander

Das soziale Miteinander hat starken Einfluss auf das seelische Wohlbefinden. In einer Großstadt wie Berlin leben viele Menschen anonym nebeneinander her. Nachbarschaftliche Beziehungen, soziale Events bzw. soziale Netzwerke werden daher als große Wohlfühlfaktoren benannt. Das Aufbauen von nachbarschaftlichen Beziehungen kann auch als schwer empfunden werden, wenn das Gefühl vermittelt wird, aufgrund der Herkunft nicht akzeptiert zu werden.





„In Deutschland sind viele einsam, ne? Viele Menschen sind einsam. Das kenne ich nicht. Ich bin so aufgewachsen, dass alle immer zusammen sind. Obwohl ich in Deutschland so lange lebe, fühle ich mich immer einsam […], so oft fühle ich mich in Deutschland allein. Das ist traurig. Ich bin selber auch so allein. Und auch wenn man manchmal gefragt wird: „Warum gehst du nicht zum Nachbarn und machst zusammen einen Spaziergang?“ ist jeder für sich allein. Wenn man so älter wird, dann wird man noch einsamer. […] Ich wünsche mir, dass die Leute mehr zusammenleben, […] mehr zusammengehen. Ich habe z.B. einen Nachbarn, seit dreißig Jahren leben wir da und er hat bisher nur „Guten Tag“ gesagt. Die grüßen gerade mal so. […] Vielleicht, weil ich anders aussehe? Keine Ahnung. […] Das ist in Deutschland schon so. […] Es macht mich traurig.“

Chajo

Trautes Heim



„Und ja… jedes Mal, wenn ich hier reinkomme, das ist Lindenhof. Das duftet im Frühling nach Linden. Da guckt jeder. Jeder sagt dir: „Guten Morgen“, und jeder sagt dir: „Auf Wiedersehen“. Die Omas kenne ich auch. Ich kenne fast alle Leute, die dort wohnen. […] Es ist ein kleines Dorf. […] Guck mal, da ist der Bogen und […] auf der linken Seite, da wohne ich. Da oben war der Arzt und unten war ein Eisenwarenladen, eine Waschküche, alles war da. Und hier oben war eine Familie, eine ganz gut situierte Familie. Und ich habe mir immer gewünscht, da oben auf dem Balkon zu sitzen und eine Tasse Kaffee zu trinken. Heute sind die Leute über 80, also 86 Jahre die Familie und seit zwei Jahren sagen die: „Maria, kommst du zu uns auf eine Tasse Kaffee?“ Und ich gehe nach oben und setze mich auf diesen Balkon und dann denke ich: „Ich liebe Lindenhof und seine Leute.“ […] Es macht mich glücklich. Da sind meine Kinder geboren, da ist eine Schule, da war eine Fürsorge - das war alles, was man sich wünschen konnte. Ich habe alles im Lindenhof bekommen. Und ganz ehrlich gesagt, wenn die rausgehen und sagen: „Guten Morgen, Frau Dähne, wie geht es Ihnen?“ oder wir tauschen uns in der Waschküche aus, dann ist das so schön. Es ist einfach so, wenn ich verreise und ich komme durch diesen Torbogen nach Hause, da denke ich: „Jetzt kommst du in deinen Lindenhof.“ Und ich fühl mich wohl. […]“



Maria



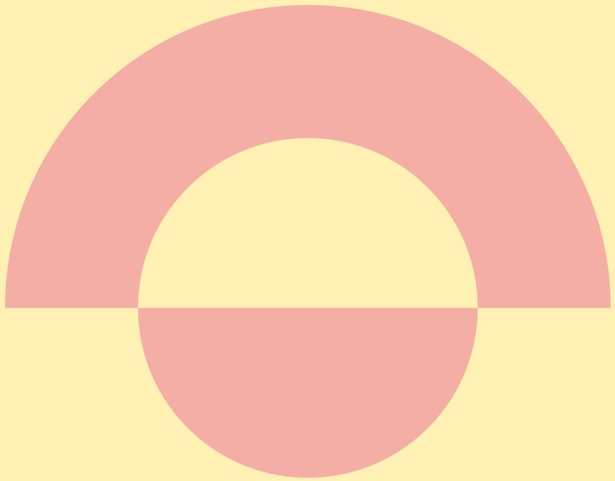
„Das war am 24. September. Da habe ich an der 48. Berliner Seniorenwoche teilgenommen und es gab auch Informationen, die ich noch nie gehört habe. […] Die Teilnehmer haben die Probleme, Schwierigkeiten der in Berlin lebenden älteren Menschen vorgestellt – vorne standen auch Politiker, glaube ich – da forderten die Berliner eine bessere Seniorenpolitik […]. Dieses Thema ist nicht ganz neu, aber ich habe mich nie damit beschäftigt. Als ich die Diskussionsthemen mitbekommen habe, fand ich sie eigentlich sehr wichtig für Senioren. Ich gehöre auch dazu. Die Themen haben mich richtig angesprochen. Mich hat es sehr angeregt. Ich persönlich finde das so wichtig, dass es in Berlin GePGeMi e.V. gibt. Und hier wurde ich darüber informiert und habe über diese Veranstaltung erfahren und dadurch auch Zugang zu anderen Veranstaltungen dieser Art bekommen. Da habe ich innerlich gedacht: „Ein Glück, dass ich GePGeMi e.V. kennengelernt habe und oft an verschiedenen Veranstaltungen teilnehmen konnte.““

Chajo

„Ich bin sehr unsportlich. Mannschaftssport kann ich überhaupt nicht. Ein Pfleger von uns - ich wohne ja in einer Wohngemeinschaft, in einer Hausgemeinschaft, - sagte: „Willst du nicht mal mitkommen zum Eishockey?“ Ich fragte: „Ja, was kostet das?“ „Na nichts, weil du im Rollstuhl sitzt.“ Sagte ich: „Wenn es nichts kostet, komme ich mit.“ Seitdem bin ich großer Fan von den Eisbären […] Es gibt extra eine Behindertenetage für Rollstuhlfahrer. Das wird von den Eisbären finanziert und auch vom Senat. Da kommt man immer kostenlos mit einer Begleitung hin. Am Sonntag gehe ich wieder hin. Da fühle ich mich sehr wohl. Da kann ich richtig laut mitsingen, obwohl ich nicht singen kann. All die anderen Leute können auch nicht singen.“



Elke



Ehrenamt

Ehrenamtliches Engagement stellt eine bedeutende Art des demokratischen Verständnisses und sozialer Teilhabe dar. Das Ehrenamt ermöglicht, soziale Kontakte zu knüpfen, neue Erfahrungen zu sammeln, aber auch eigene wertvolle Erfahrungen, Kenntnisse und Fähigkeiten in das freiwillige Engagement einbringen zu können. Das Gemeinwohl sowie das persönliche Wohlbefinden profitieren von gemeinnützigen Tätigkeiten.

Neue Selbständigkeit

„Seitdem ich mich von meinem Mann getrennt habe, […] wusste ich gar nicht, was ich machen sollte, weil ich nie gearbeitet hatte. Weil ich nicht alleine gelernt hatte, deswegen war ich einsam, war ich traurig, war ich wirklich... Ich wusste gar nicht, was mit mir passierte. […] Ich war 60 Jahre alt und ich hatte von der Stadt fünf Jahre lang Geld bekommen, weil ich nicht gearbeitet hatte und ich hatte kein Geld, ich hatte keine Rolle, ich hatte einfach nichts. […]. Ich wollte diese Situation nicht. Ich konnte nicht das Geld kriegen, ohne was zu machen, und deswegen habe ich entschieden, einfach ehrenamtlich zu arbeiten. […] Und dann […] habe ich gesagt, ich möchte was machen für unsere Spanier. Irgendwie einen schönen Raum. Da sind Spanier, die älter sind, die wissen nicht wohin, weil der Partner vielleicht verstorben ist […] Und da haben wir angefangen, wir spanischen Leute, uns mindestens einmal die Woche da zu treffen.“

Mari Carmen



(Eigen-)Therapie

„Und das ist so positiv, wie man doch Leuten mit Demenz noch mal ein Stück versuchen kann, Teilhabe am Leben zu ermöglichen. Das ist so im Augenblick mein Hauptziel. Der Ort ist schön. Das ist eine Gartenbauschule, die dort die Räumlichkeiten zur Verfügung stellen. Und da gibt es draußen noch einen Park daneben. Und dass man eben diese Sinne von Demenzkranken mit Gerüchen von Pflanzen, unterschiedlichen Gerüchen von Blüten […] anregt. Weil du sie ja mit Worten nicht mehr erreichen kannst. Ich mache nur noch das, was mir Spaß macht. […] Ja, das ist ehrenamtlich und da sagst du: „Ja“ oder „Nein“. Und im Ehrenamt sagst du: „Das mache ich.“ oder „Das mache ich nicht.“ Ich bin mit 29 berentet worden. Und seit fünf Jahren arbeite ich mit Demenzkranken. Ich habe fünf Jahre lang meine Mutter gepflegt, die Demenz hatte und habe die Missstände und das, was so alles fehlt, miterlebt. Und jetzt versuche ich, dagegen zu wirken und anderen, die die Situation haben, so wie ich die mit meiner Mutter hatte, zu helfen. […]“

Holger

„Ich habe viele soziale Kontakte und mache viel ehrenamtliche Arbeit. Ich bin bei dem Behindertenbeirat, Quartiers-management…“

Elke

„Ja, ich habe mich auch angemeldet. Als Volunteer habe ich ein halbes Jahr eine Vorbereitung zum Halbmarathon gemacht. In Steglitz habe ich als Volunteer gearbeitet. Ja, ich möchte zumindest bei so etwas dabei sein.“

Yoji

Widerstandsbewegung



„Ich gehöre zu einer Gruppe, einer koreanischen Frauengruppe in Deutschland. Den Verein gibt es seit 1978, das sind in diesem Jahr 44 Jahre. […] Wir haben ja viel gemacht. […] Also frauenpolitische Arbeit. Wir sind eigentlich eine politische Gruppe. […] Anfang der 70er Jahre gab es in Deutschland eine große Ölkrise und […] da mussten alle Gastarbeiter aus dem Asienraum zwangsweise zurückgehen, aber aus den europäischen Ländern nicht. Erstmal der asiatische Raum: Philippinen, Vietnam, Korea und Sri Lanka […]. Und dagegen haben wir Unterschriften gesammelt und […] uns durchgesetzt. […] Inzwischen bin ich im Vorstand drin, also wir treffen uns viermal im Jahr. […] Wir haben ja so viele Dokumente, die ich verwaltet, archiviert habe. Ein ganzes Zimmer voll, ne? Und diese ganzen Materialien, diese Dokumente […] verschenken wir an Institutionen und Universitäten.“

Chajo

Diskriminierung

Diskriminierung stellt jede Form einer ungerechtfertigten Benachteiligung oder Ungleichbehandlung von einzelnen Personen oder Gruppen aufgrund verschiedener wahrnehmbarer bzw. nicht unmittelbar wahrnehmbarer Merkmale dar. Vorurteile, ablehnende Verhaltensweisen und Ungleichbehandlungen wirken auf das eigene Selbstbewusstsein und das Wohlbefinden aus. Die Senior*innen berichten über ihre individuellen Diskriminierungserfahrungen, die sowohl ihr eigenes Wohlbefinden und die Gesundheit als auch das Verhältnis zur direkten sozialen Umgebung und das eigene Sicherheitsgefühl beeinflussen.



„Ich wohne seit Anfang der 80er Jahre in einem Einfamilienhaus und meine Nachbarschaft um uns herum war alles deutsch und auch sehr konservativ. Ich habe anfangs gar nicht so verstanden, dass die Deutschen Kontakte zu den Nachbarn vermeiden, und jeder in Einsamkeit lebt. Und ich hatte das Gefühl, dass die Deutschen gegenüber den ausländischen Nachbarn besonders unfreundlich waren, jedenfalls hatte ich das Gefühl. Und […] ich fühlte mich so – einsam kann man nicht sagen – ich fühlte mich nicht gut. Ich hatte immer versucht, sie zu grüßen: „Guten Morgen!“, und dann kam immer ganz knapp: „Morgen.“ zurück, und das war‘s. Und das hatte mich damals sehr gestört, und dann habe ich mich sehr lange damit beschäftigt. Wie gehe ich damit um? Ich hatte immer das Gefühl, dass sie von mir Abstand nehmen wollten. Und wie gesagt, als ich dieses Foto gemacht habe, erinnerte ich mich an diese schlechte Zeit. Ich wohne immer noch dort in der Gegend. Inzwischen sind die älteren konservativen Leute verstorben und jetzt leben da viele andere Menschen – aus der Türkei und Bosnien. Jetzt ist die Nachbarschaft diverser. Jetzt fühle ich mich viel wohler. Sie grüßen auch, sind ein bisschen lebhafter. Direkt nebenan sind junge Leute eingezogen, mit zwei Kindern, die sehr, sehr nett sind. Und wir unterhalten uns über viele Dinge. Ihre Eltern haben den Jugoslawienkrieg miterlebt. […] Ich fühle mich jetzt eigentlich sehr wohl. […] Diese Abgrenzung… ich bin auch seit vielen Jahren in einem Sportverein, aber wenn wir zusammensitzen oder Weihnachtsfeier haben, da fühle ich mich immer irgendwie … ich versuche immer reinzukommen, aber trotzdem, die grenzen ein bisschen ab. Aber vielleicht ist das nur mein Gefühl, ob das tatsächlich so ist, weiß ich nicht. Die Leute vom Sportverein sind etwas ältere Leute. Sie sind sehr in ihrer Tradition oder Weltanschauung verwachsen und versuchen immer, unter sich zu bleiben. Da fühle ich mich schon ein bisschen abgegrenzt, aber ich zeige das nicht und ich mache mit.“



„Das ist für mich ein großes Thema […]. Es ist wichtig, dass es diese Organisation hier in Berlin gibt. […] Aber negativ ist immer noch, dass es so eine Gruppe oder einen Verein geben muss. Wenn das weg wäre, wäre das für mich am idealsten. Das wäre meine Idealvorstellung. […]“

Yoji



„1986 hat mich eine Zecke gebissen und es ging nach zwei Wochen weg […] und ich merkte nichts. Dann […] anderthalb Monate später, musste ich mich bei meiner Arbeit testen […] weil ich mit Röntgen arbeitete. Jedes Jahr musste ich mich daher testen. Und in jenem Jahr war da wieder der Test und die haben durch meinen Bluttest festgestellt, dass ich infiziert war. Und das war 1987. Das war das Jahr, wo HIV gerade überall war, und daher hatte man sehr viel Angst davor gehabt […] Weil ich eine Infektion hatte, […] hatten die als erstes gedacht, weil ich ja Ausländer war, dass ich mit HIV infiziert war […] Und dann wollten die einen Test machen. Aber die wollten mir nicht sagen wofür. Die wollten nur einen Test machen. „Okay“, sagte ich. […] Die haben einen Test gemacht. Der war negativ. Erst später fand ich heraus, dass der Test für HIV war und er negativ war. Nachdem die den Test gemacht haben und er negativ war, haben die sich nicht mehr für mich interessiert. […] Was die tatsächliche Infektion war, erfuhr ich erst viel, viel später. Es kam heraus, dass es von dem Zeckenbiss Borreliose war. […] Und von deutschen Ärzten hatte ich immer diesen negativen Eindruck. Auch der Arzt, der mich später behandelte, hat es nicht herausgefunden. […] Es war erst später als […] ein Kollege, der auch Borreliose hatte, mir erzählte, wie es war. Und seine Symptome waren genauso wie meine. Und deshalb bin ich zu einem anderen Arzt gegangen und habe gesagt: „Können Sie mir einen Test machen?“ Und er war positiv. Also ich hatte tatsächlich Borreliose. So hatte ich herausgefunden, dass ich Borreliose hatte. Es war eigentlich ich selbst, der das herausgefunden hatte. Jedenfalls […] war das ein amerikanischer Arzt, der das entdeckte. […] Der vorherige Arzt, bei dem ich war, der war ein Deutscher. Er hat es psychosomatisch genannt […] und meinte, dass ich nicht wirklich krank sei. […] Ich verlor einen großen Teil meiner Arbeitsfähigkeit. Ich konnte einfach meine Chemiearbeit […] nicht mehr machen. […] Meine Sprachwissenschaft mache ich noch weiter, aber es dauert immer doppelt oder dreifach so lange wie im Vergleich zu früher, um etwas zu schreiben. […] Also es war schrecklich.“

Waruno

„Na ja, also das ist […] in meiner Umgebung, wo ich jeden Tag laufe. Und jeden Tag ist eine Geschichte. Jeden Tag erleben wir etwas. Oder wenn einer hinter uns kommt und wir laufen nach oben, dann hören wir ihn auch von hinten: „Na weg da! Was wollen die Alten jetzt laufen?“ […] Ich habe am Anfang was gesagt, aber das mach ich nicht mehr, weil das jetzt jeden Tag passiert. Aber es sind nicht alle. Ich möchte nicht allgemein sein. […] Die Alten sind jetzt so schlecht dran. Ich habe das Gefühl wirklich, dass das Leben nur den jungen Leuten gehört. Und ich meine, die sind auf der Welt, weil wir vorher da waren. Wir haben sie dann da auf die Welt gebracht, wir Alten.“

Maria





„Also ich bin
einmal mit dem Rollstuhl
auf dem Fahrradweg gefah-
ren, weil man da bequemer über den
Damm kommt. Da kam eine Radfahrerin
und sagte: „Das ist ein Fahrradweg.“
Da habe ich ihr geantwortet: „Und
ich habe vier Räder.“ Da hat sie nur
doof geguckt und ist
weitergefahren.“

„Es ist mir so einmal pas-
siert: Eine Frau mit einem Handy
in der Hand, nur das Handy in der Hand,
guckt nur darauf: „Mensch, ein Rollstuhl!“, guckt
mich doof an. Und ich sage: „Na, Entschuldigung.“ […]
Ich habe auch sehr gute Erfahrungen gemacht,
aber mit jungen Männern mit Migrationshinter-
grund, die haben mich gefragt: „Junge Frau,
darf ich Ihnen helfen?“ Sag ich: „Nee, mir ist
nicht mehr zu helfen.“

Elke



Gemeinschaftliches Bewusstsein

Ein zentraler Aspekt gesellschaftlichen Zusammenhalts ist das Vertrauen in die Mitmenschen. Besonders Senior*innen oder Menschen mit Be_hinderung sind in besonderem Maße auf Rücksicht und Nachsicht ihrer Mitmenschen angewiesen. Demzufolge muss ein kollektives, gesellschaftliches Bewusstsein zu größerer sozialer Verantwortung geschaffen werden. Öffentliche Räume, wie z.B. die Nutzung des Straßenraums benötigen höhere gegenseitige Nachsicht und Rücksichtnahme. Auch in Hinblick der Öffnungszeiten bestimmter Institutionen wird angemerkt, dass diese kundenorienter sein müssten.

Du lebst nicht allein



„Ja, also, das ist ein Weg, der ist ziemlich steil. […] Da laufe ich jeden Morgen mit meinen Nordic Walkings. […] Der Weg ist sehr breit. Normalerweise für Fußgänger […]. Wenn die jungen Leute mit ihren Fahrrädern zur Arbeit müssen, muss man auch Verständnis haben. Und die, die mit dem Fahrrad fahren, müssen bei diesem Weg absteigen. Das macht aber keiner. […] Wir müssen dann hintereinander laufen und wenn wir das nicht tun, dann sind die ganz böse zu den Fußgängern, obwohl das kein Fahrradweg ist. Aber das ist immer wieder so eine Sache, wo ich sage: „Da haben wir dieses Schild, und diese Schilder werden überhaupt nicht geachtet. Überhaupt nicht geachtet.“ […] Jeden Tag gibt es eine Auseinandersetzung mit den Leuten. […] Ich wünsche mir, dass alle absteigen, damit wir alle laufen können. […]“

Maria



Unterschiedliche Arbeitsmentalität

„Ich war am Wochenende in Feuchtwangen, einer kleinen Stadt. […] Mir sind dabei die Öffnungszeiten der Touristeninformation aufgefallen. […] Meistens gehen Touristen am Wochenende. […] Wieso machen sie Sonntag nicht auf? Das ist überall so. […] Nicht nur in dieser Stadt. Das finde ich typisch Deutsch, dass es keine Dienstleistung gibt. In Japan oder Amerika wär das ganz anders. […] Bei Dienstleistungen muss man auch an andere denken. Das fehlt in Deutschland. […] Leben bedeutet natürlich auch an jemanden denken, nicht nur zuerst an sich. Natürlich, wenn ich krank werde […] oder wenn die Finanzierung knapp wird, kann ich nicht. Aber sonst im alltäglichen Leben muss man auch an andere denken. Wir leben in der Gesellschaft nicht allein.“

Yoji

Rücksichtslosigkeit



„Das
habe ich
hier beim Ein-
kaufen […] erlebt.
Auf dem einen Foto
parkt ein Auto einfach
auf zwei Parkplätzen
[…] und auf dem ande-
ren Foto wurde ein Ein-
kaufswagen einfach in
der Mitte des Gangs
hingestellt. […] Das är-
gert mich immer. Mich
stört diese Mentalität,
einfach nur auf sich
konzentriert zu
sein. […]“



Yoji



„[…]
Das ist
eine S-Bahnstation. Und dann […]
steigen die aus, schmeißen da den
Roller, den sie sich geliehen haben
[…] auf den Boden und rennen dann zur
S-Bahn. So erleben wir jeden Tag die Fahrräder,
die Roller und alles. So ist es. Das stört mich
gewaltig, weil ich sage: „Das ist nicht
mein Berlin.“ Ich kenne Berlin seit
1968, das ist nicht mein Berlin.“

Maria

Veränderung

Veränderungen bringen neue Herausforderungen und Unsicherheiten mit sich. Die in Berlin lebenden Senior*innen haben ihren Lebenserfahrungen nach, sehr viele persönliche und gesellschaftliche Veränderungen miterlebt. Unter dem Motto „Früher war das nicht so” wurden verschiedene Bedarfe und Wünsche geäußert, die gesellschaftliche Armutsprobleme bis zu persönlichen Problemen in Wohngemeinschaften umfassten. Auch die Änderungen zur Migrationsgesellschaft der Stadt erzeugen ambivalente Wünsche bezüglich der vermehrten internationalen Gastronomie. Demnach wurde der Wunsch nach dem Erhalt der traditionellen deutschen Küche geäußert.









„Ich liebe es, dass man innerhalb einer halben Stunde/Stunde hier in Berlin einmal lukullisch um die Welt reisen kann. Man findet überall, was man essen möchte, worauf man Lust hat. Aber gleichzeitig ist es für mich auch eine Trauer. Man findet sehr wenige Gaststätten […] mit vernünftiger deutschen Küche. […] Früher gab es in Berlin an der Kreuzung vier Ecken vier Kneipen. Da gab es eine Kneipe, wo du eine Bockwurst, Bratkartoffeln, Boulette und so was bekommen hast. So was findest du nicht mehr. Und in der Hinsicht bin ich ein bisschen traurig, aber es ist natürlich auch ein Genuss.. einmal um die Welt […]. […] Ich möchte das eine nicht missen, aber hätte gerne, dass diese Tradition nicht untergeht.“

Holger



„Ja, diese Armut auf der Straße. Das ist ein verändertes Berliner Stadtbild. Die Armut gab es früher auch, aber heute ist das schlimmer geworden. Also eigentlich nach der Wende. Das ist immer mehr geworden. […] Jetzt sieht man überall bettelnde Leute, Obdachlose auf den Straßen von Berlin. Diese Atmosphäre in Berlin hat sich im Vergleich zu früher sehr stark verändert. […] Die Armut in Deutschland wächst. Das sehe ich ja. Dann kommt noch die Corona-Pandemie dazu. Ich denke, die besonders betroffen sind, sind kranke Leute, alte Menschen, Arbeitslose, Menschen mit Migrationshintergrund, auch Menschen mit niedrigen Bildungsabschlüssen. […] Und es wird nicht besser werden. Ich denke, die Politiker in Deutschland müssen daran hart arbeiten, sonst wird auch… ich weiß es nicht. Ich habe manchmal auch viel Bedenken. Irgendwann wird es unserer Gesellschaft schlecht gehen. […] Diese Sachen betreffen mich nicht persönlich, aber für die nachkommenden Generationen... wie das wird und wie sie das bewältigen. Dazu mache ich mir viele Gedanken. Der gesellschaftliche Zusammenhalt wird nicht besser. Ich erlebe auch im Alltag, dass die Menschen nicht miteinander freundlich umgehen. […] Ich verspüre Sorge für die Nachgeneration. Ich werde nicht alles miterleben. Wenn ich kleine Kinder auf der Straße sehe, die so süß sind, und da muss ich aber manchmal denken: „Oh Gott, wie wirst du noch die Welt erleben?“ Oft mache ich mir solche Gedanken und es tut mir auch leid. Ich weiß nicht… so denke ich, so fühle ich mich. Und so ist das in Deutschland und es wird nicht besser. Da bin ich mir ganz sicher.“

Chajo

Elke

„Bei uns nennt sich das eine Hausgemeinschaft, aber das ist keine Hausgemeinschaft. […] Ich brauche Menschen, aber die hier sind alle ziemlich einsam. Hier kümmert sich keiner mehr um den anderen. Das war früher ganz anders. […] Es waren so ungefähr sieben Leute, die immer in die Hausgemeinschaft kamen. Da war immer Stimmung. [...] Jetzt gibt es andere Bewohner, die teilweise kein Interesse haben. Ich versuche dann immer, die Sache zusammenzuhalten, aber das klappt nicht. Hatte auch vorgeschlagen, einmal im Monat sich zu treffen. Das Treffen hat einmal stattgefunden und dann nicht mehr. Dann haben sie alle Ausreden, warum sie nicht können. […] Es müsste mehr darauf geachtet werden, wer einzieht, und nicht wen man noch nehmen könnte, bloß damit das Geld dann stimmt. Das kann es nicht sein.“



Gemeinsam für eine saubere Stadt



„Ja, das war früher nicht so […]. Das kannten wir nicht. […] Aber das ist jetzt doch in jeder Ecke und hier wird wirklich überall gebettelt und man kann nicht überall Geld geben. Das geht nicht.“
Mari Carmen

„Ja, […] es ist alles anders... ist alles anders. Aber mit diesem Dreck muss ich ganz ehrlich sagen, müssen wir uns alle verantwortlich fühlen und sagen: „Nein, was ich nicht sehen möchte, mache ich auch nicht.““
Maria

„Das ist eigentlich... ich meine, natürlich, der Dreck, dieses teilweise Verlottern, diese Gleichgültigkeit, die wir haben. Das finde ich schlimm.“
Holger

Offenheit für Vielfalt

Die Offenheit für Vielfalt ist ein Fundament für einen guten und gelingenden gesellschaftlichen Zusammenhalt. In einer pluralen Gesellschaft zu leben, bedeutet somit auch ein gemeinsames Verständnis für Demokratie zu haben und Vielfältigkeit in der Bevölkerung anzuerkennen und anzunehmen. Die Senior*innen schätzen die Diversität der Stadt. Sie äußern Wertschätzung über gesellschaftlich akzeptierte Orte, wie den „Thaipark“ und internationale Veranstaltungen, wie den Berlin Marathon. Ebenso wird die Möglichkeit, sich aktiv an Demonstrationen zu international politischen Themen teilnehmen zu können, als positiv erachtet, um eigene und gemeinsame Interessen und Anliegen zum Ausdruck bringen zu können.



Mein Park

„Das ist der sogenannte Thaipark. Preußenpark heißt er offiziell. […] In der Nähe lebt ein Journalist, der ist gegen den Thaipark und ich bin dafür natürlich. Aber ich finde…ich bin sehr froh, dass Personen aus anderen Nationen so etwas machen dürfen. […] Es steht sogar im Reiseführer und auch bei Google Maps steht jetzt ein bisschen geändert wieder mal, aber vor zwei, drei Monaten stand da nur „Thaipark“. Jetzt „Preußenpark (Thaipark)“. Aber ich finde es toll, dass es so bekannt geworden ist und viele Leute freuen sich einfach. […] Ja, dass das auch so akzeptiert wurde und dazu dann viele Leute kommen. Das ist auch einfach Akzeptanz. Wenn viele Leute dagegen wären, würden sie sowieso nicht kommen. […] Und natürlich ist es einfach für mich ein Symbol für Berlin, dass Berlin eine Multikulti-Stadt ist. […] Ich fühle mich einfach sehr wohl. Ich wohne da in der Ecke. Da kann ich den Thaipark sehen und deswegen ist er auch wie mein Park. Und dass es so benutzt wurde und internationale Leute kommen, darüber freue ich mich sehr. Das sind für mich sehr positive und wohlfühlende Punkte. […]“

Yoji

„Wie sollen sich diese Menschen fühlen? Stell dir mal vor, sie sind mit dem, was sie anhaben am Körper hergekommen. Wie sollen diese Menschen...? Also wenn ich mir überlege, wie diese Menschen sich fühlen, dann ist es auch sehr schwer und ...ich glaube, Deutschland ist großzügig genug, viele Menschen aufzunehmen. Und ich glaube, ich glaube, wenn wir alle ein kleines bisschen machen würden, gemeinsam mehr arbeiten und nicht gucken, wie du aussiehst oder wie du aussiehst. Passt mir deine Nase, oder nicht. Dann wird Berlin wieder Großstadt sein.“

Maria

„Und auch noch eins, was ich ganz wichtig finde, ist, dass Ausbildung im Ausland, was wir ja vorhin auch als Thema hatten, anerkannt werden, wenn sie gleichwertig sind, und nicht wenn aus Osteuropa eine Lehrerin kommt, die als Hilfspflegerin ins Altersheim geht, bloß weil man sagt: „Nein, du hast nicht den Abschluss, den wir haben wollen.“ Dass man diese Ausbildung anerkennt.“

Holger

Frei

„Während meiner Anfangsphase hier in Berlin, das muss 1984 gewesen sein, […] gab es diese Gruppe, diese schwule Selbsthilfe-gruppe. Ich war kein Mitglied, aber mein Partner […] war es. […] Für mich war es, einfach schwul zu sein, es einfach offen machen zu können. In Japan war das unmöglich und in Deutschland war das damals auch nicht unbedingt einfach. Aber innerhalb dieser Gruppe, hatten wir diese Freiheit. Alles war locker und es gab so viele Ideen. Ja, und teilweise sind einige natürlich an Aids gestorben und einer ist vor einem halbem Jahr gestorben. Da haben wir uns getroffen und eine Trauerfeier gemacht […]. Und immer noch haben wir zu bestimmten Mitgliedern Kontakt.“

heit



Moment der Teilhabe

„In diesem Jahr habe ich einen […] japanischen Teilnehmer bei der Marathonmesse betreut. […] Ich war dabei und habe ihn bis zum letzten Tag begleitet. Da habe ich viel mitgekriegt, auch dass es wirklich eine internationale Veranstaltung mit vielen ausländischen Läufern ist, die meistens mit einer nationalen Gruppe angereist waren. Und nicht nur die Läufer, sondern auch die Begleiter sind international. Wenn irgendjemand auf der Strecke blieb, dann haben alle angefeuert und so. Die Atmosphäre war für mich total… so international, ganz nett. Das war irgendwie auch positiv. Da hatte ich keine Gedanken über eine ausländische Diskriminierung oder Vorurteile. Egal aus welchem Land, alle haben einander unterstützt. Und da habe ich gemerkt, dass ich Berlin richtig liebe, […] dass es die richtige Stadt ist. Das Gefühl habe ich genauso beim Thaipark. […] Da kommen auch viele Reisende oder Touristen hin, weil das auch in dem Reiseführer drin ist. Deswegen ist Berlin für mich ein Platz für Multikulti, für Ausländer. […]“



„Ich gehe auch […] zu bestimmten Demonstrationen. In Berlin - dort am Brandenburger Tor, am Pariser Platz bin ich hingegangen. Berlin ist eine Weltstadt. Jedes Wochenende gibt es irgendwelche Demonstrationen. Man kann etwas mitgestalten oder sich gegenseitig unterstützen und auch mit jeder Organisation in Berlin einen Kontakt knüpfen. Ich finde auch gut, dass man seine politische Meinung äußern kann, dass die Forderungen und Botschaften von Menschen aus aller Welt in den Demos auch in den Medien gezeigt werden - Solidarität. In Berlin ist das besonders, dass es weitverbreitet ist. Ich finde das auch sehr wichtig. Positiv sehe ich, dass ich in Berlin lebe.“

Chajo

„Gleichgesinnte Leute treffen. Könnte auch Deutsche oder Spanier sein. Es ist wichtig, diese Anschauung, politische Anschauung, Weltanschauung, dass alle die gleiche haben. […] Das ist wichtig, ja. Gleichgesinnte Menschen treffen.“

Elke

„Wir
wollen eine
weltoffene
Stadt sein.
Tolerant, ohne
Ressentiments.“

Holger

Impressum

Dokumentation der Photovoice 2022:
„Altern in der Vielfaltsgesellschaft Berlin“

Herausgeber
GePGeMi e.V.
Gesellschaft für psychosoziale
Gesundheitsförderung bei Migrant*innen
Schivelbeiner Str. 6, 10439 Berlin
030 2869 8795
info@gemi-berlin.de
www.gemi-berlin.de

Die Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung des BMFSFJ oder des BAFzA dar. Für inhaltliche Aussagen tragen die Autorinnen und Autoren die Verantwortung.

Asiat*innen aktiv
Für ein Leben ohne Diskriminierung

Ein Projekt von
Gesellschaft für psychosoziale Gesundheitsförderung bei Migrant*innen in Berlin

In Kooperation mit
AWO Kreisverband Berlin Spree-Wuhle e. V.

Gefördert vom
Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

im Rahmen des Bundesprogramms
Demokratie leben!

Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung

Senatsverwaltung für Justiz, Vielfalt und Antidiskriminierung
BERLIN

Asiat*innen aktiv

Für ein Leben ohne Diskriminierung

Ein Projekt von

Gesellschaft
für psychosoziale Gesundheitsförderung
bei Migrant*innen in Berlin